

dtv

Else Kirschner hatte eine glückliche Kindheit als umsorgte Tochter in einer wohlhabenden jüdischen Familie in Berlin. Sie liebte ihre Eltern und das Leben, genoss unbeschwerte Ferien im Sommerhaus am See, Theater- und Konzertbesuche, Tanzabende und Bälle. Sie erlebte die erste große Liebe, Eifersucht und neue Leidenschaften. Doch die Nazis setzten dem ein jähes Ende. Else, inzwischen verheiratet mit Erich Schrobsdorff, musste mit ihren beiden Töchtern nach Bulgarien fliehen ... Voller Bewunderung und Mitgefühl, aber ohne Pathos und mit kritischem Blick erzählt Angelika Schrobsdorff das spannende Leben ihrer Mutter.

Angelika Schrobsdorff wurde am 24. Dezember 1927 in Freiburg im Breisgau geboren, wuchs in Berlin auf, musste 1939 mit Mutter und Schwester nach Sofia emigrieren und kehrte 1948 nach Deutschland zurück. 1971 heiratete sie Claude Lanzmann, lebte in Paris, München, Jerusalem und seit 2006 in Berlin. Dort starb sie am 30. Juli 2016.

Angelika Schrobsdorff

»Du bist nicht so
wie andre Mütter«

Die Geschichte einer
leidenschaftlichen Frau

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Neuausgabe 2016

© 1992 Angelika Schrobsdorff

© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Erstveröffentlichung: 1992 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung eines

Fotos von Ullstein Bilderdienst

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21657-9

Du bist nicht so wie andre Mütter,
Hast keine alten Hände,
Keine weißen Haare,
Und Du umhüllst mich nicht mit
schwerer Sorgfalt.

*Die erste Strophe eines Gedichts
von Peter Schwiefert an seine Mutter*

Das ganz andere

Heute, am 30. Juni, ihrem Geburtstag, habe ich das schmale, hohe Büchlein aus meiner Truhe der Vergangenheit geholt. Es ist aus festem Karton mit schwarz-goldener Randverzierung und goldener Aufschrift.

LEBENSLAUF
UNSERES KINDES
ELSE

steht darauf.

Die Ecken des Buches sind ein wenig abgestoßen, sonst macht es den Eindruck, als sei es neu. Es ist 98 Jahre alt. Auch die ersten eingeklebten Lösschen des Kindes Else sind 98 Jahre alt und sehen aus, als wären sie vorgestern abgeschnitten worden. Sie sind braun, dann honigblond, schließlich, im Jahr 1897, kupferrot. Sind Haare etwas Unvergängliches? Werden sie nicht zu Staub? Sie fühlen sich seidig an unter meinen Fingerspitzen. Als ich Else, meine Mutter, kennenlernte, war ihr Haar bronzefarben und stark wie das einer Pferdemähne. Sie sah immer unfrisiert aus, auch wenn sie gerade vom Friseur kam. Die dichten, kurz geschnittenen Locken waren nicht zu bändigen. Es war nicht das Einzige an ihr, das nicht zu bändigen war. Ich hätte gerne ihr Haar geerbt und ihre Vitalität. Aber in diesen Punkten – und in noch einigen mehr – ist mein Vater bei mir durchgeschlagen.

O Gott, die ungereimten Gedanken, die mich beim Anblick des kleinen roten Buches überfallen, die Erinnerungen, die Sehnsucht! Sehnsucht nach der Vergangenheit, die ich gelebt habe, Sehnsucht nach einer Vergangenheit, die ich

nicht gelebt habe. Berlin um die Jahrhundertwende. Was stelle ich mir darunter vor? Eine heile, da vergangene Welt wahrscheinlich: Trambahnen und zweistöckige Autobusse von Pferden gezogen; Kopfsteinpflaster und Gaslaternen; solide, milchkaffeeфарbene Wohnhäuser und »herrschaftliche« Villen in großen Gärten; Leierkästen, Blumen- und Obststände, Würstchen- und Zeitungsverkäufer; die ersten Warenhauspaläste; Ballsäle, Cafés mit Stehgeigern, elegante Speiselokale mit befrackten Obern, Varietés, Theater; Parks, in denen sich Grün auf Grün türmt, düstere Prachtbauten, eherne Denkmäler; der Kurfürstendamm und Unter den Linden, auf denen Herren im Stresemann und Damen mit Muff, blumenbewachsenen Hüten und hochgeschnürtem Busen auf und ab flanieren; und rings um die Stadt herum Seen, die Spree, Fichtenwälder, wohin man in Droschken fuhr, picknickte, ruderte, in Gartenlokalen mit flotten Militärkapellen Weißbier trank und Buletten aß.

Die Kindheitswelt meiner Mutter. War sie so? War sie heil? Es sieht danach aus.

»Ich war das kleine, geliebte Mädchen zärtlicher Eltern, jüdischer Eltern, die ja die zärtlichsten sind, die es gibt. Wir, mein drei Jahre jüngerer Bruder Friedel und ich, waren glückliche Kinder, denen es an nichts gefehlt hat.« So schrieb sie.

Die Lebenslaufeintragungen ihrer Mutter Minna fallen spärlich aus, und ich kann mir denken, warum. Minna hatte einen strengen literarischen Geschmack, und das Buch, das ihr wahrscheinlich eine ihrer zahllosen Verwandten geschenkt hatte, war gespickt mit peinlichen Gedichten, wie etwa: »Drauß blüht's so prächtig/Alles steht in Duft und Glanz/Um die schaukelnde Wiege/Schweben die Engel in himmlischem Tanz.«

Überkandidelt nannte sie so was. Sie machte viel Gebrauch von diesem Wort. Ein Hut konnte überkandidelt

sein, eine Person, eine Nachspeise, sogar ein Begriff. Die Vorstellungen, die sich mancherlei Menschen, besonders junge, von der Liebe machten, waren zum Beispiel vollkommen überkandidelt. Liebe zwischen Mann und Frau war nichts anderes als Einbildung. Die einzig große Liebe und das einzig wahre Glück einer Frau waren Kinder, und zu diesem Zweck ging man eine Ehe ein, eine vernünftige, von den Eltern überdachte und geplante Ehe. Was ging einen die Welt an, wenn man eine Familie hatte, in der man sich geborgen fühlte, die einen brauchte, für die man da sein musste und wollte, vom ersten bis zum letzten Tag.

Das war Minnas Einstellung, und das war die Voraussetzung, unter der sie den lustigen, warmherzigen Daniel Kirschner heiratete, der einen kleinen Bauch hatte, Augen wie Wassertropfen und ein Engrosgeschäft für Kleider, Blusen und Morgenröcke. Zwei Jahre später wurde Else geboren.

Die Geburtsanzeige, gewiss in einer jüdischen Zeitung erschienen und auf die erste Seite des roten Büchleins geklebt, ist bescheiden:

»Durch die glückliche Geburt eines munteren Töchterchens wurden hocheifreut

DANIEL KIRSCHNER UND FRAU MINNA, GEB. COHN
BERLIN, DEN 30. JUNI 1893«

Wie mag sie ausgesehen haben damals, die kleine, zarte Minna, die ich nie anders gekannt habe als in schwarzen Kleidern, aus denen allein die Hände und das Gesicht hervorragten, ein langes, schmales, von Skepsis und Melancholie verdüstertes Gesicht, das sich sofort aufhellte und leuchtete, wenn sie ihre Enkel um sich hatte. Sie trauere immer noch um ihren Sohn, hatte mir meine Mutter erklärt, sie

käme nicht über seinen Tod hinweg. Siegfried, der glücklicherweise Friedel genannt wurde, war 1918 an der Spanischen Grippe gestorben. Ich habe nie ein Foto von ihm gesehen oder ein Wort von meinen Großeltern über ihn gehört, denn schon die Erwähnung seines Namens hätte sich auf Minnas Gemütsverfassung verheerend ausgewirkt.

Ich kann mir also kaum vorstellen, wie sie als junge Frau ausgesehen hat, in hellen Kleidern, ein übermütiges Lachen im Gesicht. Nein, übermütig war sie wohl nie, aber bestimmt zufrieden, denn ihr Leben, an das sie keine überkandidelten Ansprüche stellte, hatte sich ja in einer vernünftigen Ehe mit einem guten, sanften Mann und der Geburt eines gesunden Kindes erfüllt. Vielleicht war sie sogar heiter gewesen oder zumindest heiterer, eine Veranlagung zur Melancholie hat sie wohl immer gehabt.

Ihre Vorfahren kamen aus Spanien, und das sephardische Blut hatte ihr Äußeres geprägt: den hellen Olivton ihrer Haut, die fast schwarzen, mandelförmigen Augen, die Pracht ihres dichten, gewellten Haares, das sie, zu meiner Zeit, in einen dicken, eisengrauen Zopf auf ihrem Kopf feststeckte. Die gotische Schrift, mit der sie die wichtigsten Entwicklungsfortschritte ihrer Tochter in das rote Buch eintrug, ist so zart und ordentlich, wie sie selber war. Sie vermerkt Gewichtszunahme, Impfungen, den ersten Zahn, die ersten Schritte, die ersten Worte. Aus den Seiten mit dem Titel ›Tagebuch‹ erfahre ich, dass Elschen bereits mit zweieinhalb Monaten ihr erstes Kleidchen trägt, mit neun Monaten ihr erstes Troitzköpfchen aufsetzt, mit einem Jahr fotografiert wird – das Bild ist gut getroffen –, mit eineinhalb Jahren ›Anna Marie‹, ›Fuchs, du hast die Gans gestohlen‹ und ›Nun reibet euch die Äuglein wach‹ singt, mit zwei und einem Viertel Jahren den ganzen ›Struwelpeter‹ auswendig aufsagen kann, mit viereinhalb Jahren in die Spielschule kommt und ihre erste Handarbeit macht, die recht niedlich gelungen ist.

Diese Notizen lassen bereits klar den vorgeschriebenen Lebensweg der kleinen Else erkennen. Sie wird vom Babyalter an auf eine wohl situierte Ehe getrimmt, in der sie nichts anderes sein muss und darf als Weibchen und Mutter.

Es ist zweifellos Minna, die in der Familie den Ton angibt, und Daniel lässt es protestlos zu. Er liebt und achtet seine Frau, die ihm nie die Wärme und Zärtlichkeit gibt, die ihm mehr wert gewesen wäre als die tadellose Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten. Er anerkennt sie als die Gescheiterte und Gebildetere, denn sie kommt aus einem weitaus besseren Haus als er. Sigmund, ihr Vater, war Arzt in Westpreußen, Aaron, sein Vater, Bäcker an der polnischen Grenze. Sie hatte fünf Geschwister und eine gute Erziehung, er hatte neun Geschwister und musste mit vierzehn Jahren die Schule verlassen. Sie hatte Bücher gelesen und Klavier gespielt, er hatte mit seinen acht Brüdern die Brote ausgetragen und im Synagogenchor gesungen. Seine Mutter war früh an der elften Entbindung gestorben, sein Vater, ein orthodoxer Jude, hatte tagsüber in der Bäckerei geschuftet und abends bis spät in die Nacht die Thora gelesen und den Talmud studiert. Nach vorzeitigem Schulabgang waren die neun Söhne in die Welt geschickt worden, damit sie, wo und wie auch immer, ein Handwerk lernten. Sie waren alle neun in dem vielversprechenden Berlin gelandet und hatten sich dort eine gutbürgerliche Existenz aufgebaut. Im Alter zog der fromme Vater ebenfalls nach Berlin, wo er bei einem seiner Söhne lebte. Er stellte mit Schaudern fest, dass seine in strenger Gesetzestreue erzogenen Kinder die Gebote des Herrn aufs ärgste vernachlässigten und sich von der gottlosen Zeit verführen ließen.

Ich kenne nur eine Geschichte über meinen Urgroßvater Aaron. Vermutlich war es die einzige, die Else, in ihrer Folgeschwere, nie vergessen hat. Sie muss sie mir irgendwann nach meinem dreizehnten Lebensjahr erzählt haben, denn

davor hatte ich – und das durch meinen Vater – nur von einem Juden gehört – und der war Jesus.

Hier also die Geschichte: Mit viereinhalb kam Else in die sogenannte Spielschule und dadurch zum ersten Mal mit christlichen Kindern in Berührung. Die waren genauso wie sie, lachten wie sie, spielten wie sie, trieben Unfug wie sie, sprachen wie sie. Doch als sich Weihnachten näherte, trat eine Veränderung ein. Die Kinder sprachen anders als sie, sprachen nur noch über Dinge, von denen sie nie zuvor gehört hatte: vom Christkind und Weihnachtsmann, von Joseph, Maria und den drei heiligen Königen, darunter ein Mohr. Sie sprachen von Geschenken, Weihnachtsbäumen, Engeln, Christsternen und Krippen mit sämtlichem Zubehör: Jesuskindlein, das hochheilige Paar, Esel und Ochs.

»Lauter dummes Zeug«, sagte Minna, als ihre Tochter sie mit Mitteilungen und Fragen bestürmte, »hör nicht hin.«

Doch Else hörte hin, dachte an nichts anderes mehr, träumte davon. Kurz vor dem großen Fest wurde in der Spielschule ein Weihnachtsbaum aufgestellt und von den Kindern herrlich bunt und glitzernd geschmückt. Sie standen mit gefalteten Händen davor und sangen ein Weihnachtslied nach dem anderen. Else, die ja schon mit eineinhalb Jahren »Fuchs, du hast die Gans gestohlen« singen konnte, schnappte die Lieder sofort auf und sang sie zu Hause ihren Eltern vor. Die zuckten bei dem »holden Knaaben im lockigen Haar« zusammen und beschlossen, Else während derart gefährlicher Feiertage nicht mehr in die Spielschule gehen zu lassen. Aber der Schaden war bereits angerichtet. Das Kind wollte unter allen Umständen einen Weihnachtsbaum. Es tobte und schluchzte so lange, bis die Eltern, zermürbt und selber den Tränen nahe, ein kleines Bäumchen anschleppten, dazu ein paar Kugeln und Lametta. Kerzen gab es keine, denn Daniel hatte panische Angst vor einem Brand und war in diesem Punkt fest ent-

schlossen, den »Goyim naches« nicht nachzugeben. Als nun die Tanne, karg geschmückt, dastand und Else mit gefalteten Händen ›Stille Nacht, heilige Nacht‹ anstimmte, klingelte es. Daniel, Böses ahnend, lief zur Tür, spähte durchs Guckloch und sah einen aufgefächerten weißen Bart und einen großen schwarzen Hut. Wenn das kein Zeichen des Herrn war, was war es dann! Er rannte ins Zimmer zurück, packte das Bäumchen und warf es in die Besenkammer. Daraufhin warf sich Else auf den Boden und brüllte nach ihrem Weihnachtsbaum. Der Großvater, endlich hereingelassen, stand auf der Schwelle und betrachtete stumm und ernst die Szene: seine Enkelin, die vom bösen Geist besessen war, seinen Sohn, dem der Schweiß über das Gesicht lief, seine Schwiegertochter, die weiß wie die Wand war. Die Kleine sei vollkommen überkandidelt, sagte Minna schließlich, und das sei ja auch kein Wunder bei diesem ganzen Weihnachtsbaumrummel.

Überall Weihnachtsbäume, sagte Daniel, und jetzt habe das Kind Fieber und phantasie.

Else wurde ins Bett gesteckt, und Minna setzte sich zu ihr und streichelte ihr heißes, verzweifertes Gesicht. Es gebe Wichtigeres als Weihnachtsbäume, tröstete sie, und morgen würde sie die Chanukka-Kerzen anzünden.

Am nächsten Tag nahm Daniel seine Tochter auf den Schoß und weihte sie in das Judentum ein. Er erzählte ihr von einem Tempel im fernen Morgenland, der zerstört, und von einem Volk, das in die ganze Welt zerstreut worden war. Er erzählte ihr von einem einzigen Gott, der keinen weißen Bart und schon gar nicht einen Sohn hatte. Und der sei ihr Gott.

Else fand die Geschichte vom Christkind schöner, und ein Gott, der kein Gesicht und keinen Familienanhang hatte, sagte ihr auch nicht zu.

Es war der erste Sprung im heilen Leben der kleinen Else,

und wenn sie überhaupt etwas verstanden hatte, dann das, dass sie aus merkwürdigen Gründen anders war als die Kinder in der Spielschule und darum nie mehr einen Weihnachtsbaum in der eigenen Wohnung haben würde.

Die Kirschners wohnten in Charlottenburg, in der Bismarckstraße. Es ist eine typische Berliner Innenstadtstraße: breit, gerade, lang, weder schön noch ausgesprochen hässlich. Von den alten Häusern habe ich nur noch eins entdeckt, ein behäbiges graues Bürgerhaus, in dem sich unten ein blaugekacheltes Fischgeschäft befindet. So ähnlich werden die Häuser damals alle ausgesehen haben, und die Straße mag schmaler, die Bäume mögen zahlreicher gewesen sein. Die Wohnung, in der Else von ihrer Geburt bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr wohnte, war sicher nicht viel anders als die mir später bekannte in der Grolmanstraße, die für mich der Inbegriff schutzbietender Gemütlichkeit war. Kann sein, dass sie etwas größer war und nicht im Parterre lag. Aber die schweren, schwarzen, mit Schnörkeln versehenen Möbel, die ja für sesshafte Generationen gezimmert waren, die Vitrine mit mehr oder weniger wertvollen Porzellanfiguren, Kristallgläsern und silbernen Sakralobjekten gefüllt, die bestickten Decken und gerüschten Gardinen werden schon da gewesen sein. Die Küche lag bestimmt zu einem quadratischen, mit etwas Gras und ein paar Bäumen bepflanzten Hinterhof hinaus, und der Herd, in dem Minna ihre Gans briet oder die mit Marmelade gefüllten Mürbe-teigkreppechen buk, wurde mit Briketts gefüttert. Damals hatten die Kirschners noch ein Dienstmädchen, doch das wurde nicht an den Herd gelassen. Was verstand ein christliches Dienstmädchen schon von guter jüdischer Küche! Minna war eine überzeugte Hausfrau, und ich werde nie begreifen, warum sie nicht wenigstens einen Bruchteil dieser Überzeugung an ihre Tochter weitergegeben hat. Else war

zeit ihres Lebens unfähig, ein essbares Schnitzel zu braten oder einen Besen richtig zu halten. Die einzige hausfrauen-ähnliche Tätigkeit, bei der ich sie einmal entdeckt habe, war das Auswaschen eines Taschentuchs, das sie dann zum Trocknen und Glätten an die Badezimmerkacheln pappte. Dieses Verfahren hat mir einen derartigen Eindruck gemacht, dass ich meine Taschentücher heute noch derselben Prozedur unterziehe und dabei jedes Mal kopfschüttelnd in mich hineinlache. Minna muss von dem Glauben durchdrungen gewesen sein, dass ihre Tochter die Partie machen würde, die ihr ein dauerhaftes Salondamen-Leben bescheren und sie nie in die Verlegenheit bringen würde, eine wie auch immer geartete Hausarbeit verrichten zu müssen. Oh, wie hat sie sich geirrt!

Else wuchs also als höhere jüdische Tochter auf, in einem warmen, sicheren Nest, über dem die Eltern mit ausgebreiteten Flügeln, scharfen Augen und spitzem Schnabel wachten; an der Seite ihres kleinen, geliebten und verzärtelten Bruders, in einem Clan mit zahllosen Onkeln und Tanten, Vettern und Cousinen. Sie war und blieb ein vergnügtes, gesundes, unkompliziertes Menschenkind, das vor Lebenslust und Übergewicht aus den Nähten platzte. Aber für Minna und Daniel wäre jedes Pfund weniger der Vorbote einer unheilvollen Krankheit gewesen, und darum achteten sie ängstlich darauf, dass ihr Elschen in Hülle und Fülle das bekam, was ihr besonders gut schmeckte. »Ein junger Mensch muss essen«, war ihre Devise, und damit legten sie den Grundstein zu Elses späterer Figur.

Ihre Pummeligkeit tat ihrem Charme jedoch keinen Abbruch. Unter dem Babyspeck zeichnete sich ein reizvolles Gesicht mit großen, klaren Flächen, riesigen dunklen Augen und einer schönen, kräftigen Nase ab. Ihr bronzefarbenes Haar, zu einem Zopf geflochten, hatte die Länge und Dicke einer Riesenschlange und machte ihr das Leben schwer.

»Nimm den Zopf nach vorne«, rief ihr jeden Morgen, wenn sie zur Schule ging, die Mutter nach. Minna war in ständiger Sorge um das Prachtstück, denn zu der Zeit ging in Berlin ein Bösewicht um, der den Mädchen hinterrücks die Zöpfe abschnitt.

Else lernte Klavier und Geige, bekam Privatunterricht in Französisch, wurde in Oper und Theater geführt und reich mit Büchern von deutschen Klassikern beschenkt. Sie ging in eine christliche Mädchenschule, da sich die in nächster Nähe befand und die Eltern eins der vielen Großstadtunglücke, die einem jungen Mädchen zustoßen konnten, mehr fürchteten als eine unjüdische Schulausbildung. Sie lernte leicht, musste sich nicht anstrengen, war eine gute Schülerin und bei Lehrern und Klassenkameradinnen sehr beliebt. Else muss in einer Zeit, in der ein Mädchen aus gutem deutschem Haus ein Höchstmaß an vornehmer Zurückhaltung und femininer Lieblichkeit zur Schau stellte, eine Offenbarung gewesen sein. Schon damals scherte sie sich nicht um Verhaltensregeln und war ein Ausbund an Natürlichkeit, Offenherzigkeit und Impulsivität.

Eine der wenigen Geschichten, die ich von ihr selber aus ihrem Leben zu hören bekam, beeindruckte mich so stark, dass ich sie noch heute Wort für Wort im Gedächtnis habe:

»Zum Schulabschluss«, erzählte sie, »veranstaltete meine Klasse eine kleine Vorstellung. Jede Schülerin musste irgend etwas darbieten, und ich beschloss, mein Lieblingslied ›Es war in Schöneberg, im Monat Mai ...‹ zu singen, denn das brauchte ich nicht erst lange einzustudieren. Der große Tag kam, und ich zog mein schönsten Kleid an, mit lauter Spitzen, Rüschen und Volants, die mich noch dicker machten, als ich war. Dazu der dicke Zopf und ein Blumenkränzchen auf dem Kopf. Na ja, ich war sechzehn und bin vor nichts zurückgeschreckt. Der Saal war voll mit Lehrern, Eltern, Verwandten und Freunden. Vor meinem Auftritt hat ein wunder-

schönes, blondes Mädchen das ›Gretchen am Spinnrad‹ vorgetragen, und mir wurde etwas mulmig, weil ich sie so eindrucksvoll und schön fand und mir dachte: Dagegen hast du aber wenig zu bieten, liebes Kind! Als sie fertig war, haben die Leute geklatscht, aber nur kurz und gar nicht begeistert. Danach hab' ich mein Liedchen gesungen und ein paar Schritte dazu getanzt. Es war ganz niedlich, aber nichts Besonderes. Ich verstehe bis heute nicht, was in die Menschen gefahren ist. Sie haben wie besessen applaudiert und ›bravo‹ geschrien und ›da capo‹. Ich musste das ganze Lied noch einmal singen, und zum Schluss habe ich mir den Kranz vom Kopf gerissen und ins Publikum geworfen. Na, da war was los!«

Es ist eine bezeichnende Geschichte, eine Art Leitmotiv, das sich durch Elses erste Lebenshälfte zog. Menschen, ob Männer, Frauen oder Kinder, flogen ihr zu, suchten ihre Nähe, ihre Wärme, ihre Liebe, ihre Freundschaft. Sie gab sie vielen, allzu vielen, gab aus dem Vollen, rückhaltlos, verschwenderisch, oft unbesonnen.

Ich habe mich immer wieder gefragt, was das Geheimnis ihrer Faszination war, habe Menschen, die mit ihr befreundet waren, befragt. Aber keiner, ich inbegriffen, konnte den Finger darauf legen. Gewiss, sie hatte ein schönes Gesicht, war klug, witzig, überströmend in ihrer Liebe, Vitalität und Großzügigkeit. Sie kannte keine Konventionen, keine Berechnung, keine Präntentionen. Aber das allein war es nicht. Sie hatte eine Ausstrahlung, die nicht mit physischen, menschlichen oder intellektuellen Gaben zu erklären ist.

Wenn ich sie mir oder anderen zu beschreiben versuche, dann komme ich immer wieder auf das Wort »echt« zurück. Sie war, in einer Welt des Selbstbetrugs, der Verstellung und Heuchelei, so echt und elementar, wie nur ein Geschöpf der Natur es sein kann. Und gleichzeitig hatte sie einen scharfen Intellekt, war in ihrem Denken viel schneller, beweglicher, selbständiger, als es Frauen der damaligen Zeit waren. Ja, sie

war anders – nicht nur weil sie Jüdin war und dadurch einen gewissen exotischen, vielleicht sogar verbotenen Reiz auf ihre deutschen Mitbürger ausübte, sondern weil sie autonom war und ihrer Generation weit voraus.

Kurz vor ihrem Tod schrieb sie in ihrem letzten Brief an mich: »Als Frau meiner Generation war ich etwas Neues, Ungewöhnliches und Suspektes. Ich fiel sozusagen aus dem Rahmen, musste sehr stark sein und mir meine eigenen Gesetze machen. Keiner half mir dabei, im Gegenteil, man nahm mich im besten Fall als komisch hin, im schlechtesten als entartet.«

Die Kirschners beobachteten die Entwicklung ihrer Tochter mit Stolz und Besorgnis. Das Mädchen erregte zu viel Aufmerksamkeit, zeigte zu intensives Interesse an ihrer christlichen Umwelt, hatte Umgang mit Personen, von denen Minna so gut wie gar nichts hielt. Was, zum Beispiel, trieb sie so oft zu dieser überkandidelten Lilly, einer früheren Mitschülerin, über die sie anschließend verschrobene Geschichten erzählte: Lilly trage zu Hause ein indisches Gewand, zünde Räucherstäbchen an und deklamiere Gedichte, von denen sie, Minna, noch nie eine Zeile gehört hätte. Und Lillys Bruder schreibe Romane.

Was sie daran so schön finde, wollte ihre Mutter wissen, die indische Schmatte oder die bestimmt schlechten Romane?

Das Künstlerische, erwiderte Else, das Freie, das ganz andere. Minna schüttelte befremdet den Kopf. Als ob Else nicht genug Vettern und Cousinen hatte, junge, anständige Menschen, die auch nicht dumm waren. Einer war sogar ein Sprachgenie, und Selma, ein bildhübsches Mädchen, hatte eine herrliche Stimme und sang bereits auf privaten Veranstaltungen. Sie waren alle viel gefügiger als ihre Tochter, hatten nicht deren Flausen im Kopf.